

# SPIEGELBLATT

Nr. 33

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1909

## Die Leute von St. Bonifaz.

Roman von Minna Kautsky.

### 1. Kapitel.

Mittagshitze und Ruhe. Neben dem Gebirgssee, der sich an den waldreichen, vielfach gebuchteten Ufern weithin erstreckte, zitterten in blendendem Glanze die Sonnenstrahlen. Die Berge, die ihn gegen Süden begrenzten, waren in Duft gehüllt und weiße, hochgetürmte Wolken standen darüber, ruhig und unbeweglich. Die Glocken, die das Ave geläutet, waren verstummt, die Arbeit ruhte, die Leute weilten in den Stuben, ihr Mittagbrot zu verzehren;

gelegt, sich der Länge nach behaglich streckte, konnte man ihn eher zu den Kleinen als zu den Mittelgroßen zählen, aber seine Gliedmaßen hatten ein schönes Ebenmaß und seine Bewegungen verrieten jene Kraft und Elastizität, die durch Übung erworben, durch ein gesundes Herz begünstigt wird, das die Not des Lebens gestählt, aber nicht zerstört hat. Er hatte den weißen Hemdkragen zurückgeschlagen, daß der Hals und die dunkelbehaarte Brust zum Vorschein kamen; die nackten Füße ruhten im weichen Ufersand, und die heran-

gene Rose zeigten einen fremdländischen Typus. Sein Gesicht war blau, nur Nase und Wangen wiesen Streifen von Sonnenbrand auf. Der Mann war der Sonne entwöhnt, denn er kam direkt aus dem Heiligenland, in dem er eine dreimonatliche Gast zu verbüßen hatte: „Wegen Ausreizung zum kleinen Haß“, wie die Anlage lautete.

Er änderte jetzt seine Lage im Grase und betrachtete sinnend die junge Fischbrut, die sich hier zu Tausenden in dem seichten und warmen, von der Sonne durchleuchteten Wasser gesammelt



Gruppe von Cowboys und Farmern.

Zu dem alten Salzburger Häusel, unweit des Ufers, waren die Fenster geschlossen, die lärmenden Kinderstimmen drangen nicht heraus, und selbst die Stimme der Mutter, die sie durch Schreien zu meistern suchte, wurde nur einmal, bei einem besonders heftigen Bornesausbruch, gellend vernehmbar.

Der Mann, der an dem flach verlaufenden Ufer im Grase lag, nahm keine Notiz davon.

Er sah hinaus gegen die Berge und beobachtete den Geier, der, sonnenunderichtet, hoch in den Lüften schwebte.

Peter Gasser mochte nahe an Dreißig sein, und wie er jetzt, die Arme unter den Kopf

sunnenden Wellchen umspielten sie neckend und kühlend.

Eine weitverzweigte Erle, deren Wurzeln im Wasser standen, beschattete sein Haupt, dessen tiefschwarzes Haar in dichten Büscheln ihm um die Stirne hing. Mit seiner wohlgeformten, in jedem Muskel durchgebildeten Hand, deren Weite auffallend erscheinen konnte, warf er sie energisch zurück.

Peter Gasser war in St. Bonifaz geboren. Über die dunklen Augen und kräftigen Brauen, die vorspringenden Backenknochen, die schmalen Wangen und Lippen von einem schwarzen, schütteren Bart umkränzt, die fein geschwun-

gende Silbernen Funken gleich schoßen die Fischlein darin hin und her.

„Die spüren's auch, wie wohl das tut.“ dachte er und schüttelte sich vor Vergnügen.

„Ah — ah! So ein Sonnenbad! Herrlich!“

Der Schönwetterwind, der dort gegen Mittag einzutreten pflegte, war aufgesprungen und führte den Harzaerich der hinter dem Hause ansteigenden Waldungen über ihn her, so daß er tiefer aufsatmete. „Das tat gut!“ Und wieder ein Wenden und sich Dehnen. Zu seiner Rechten lag in einiger Entfernung ein zur Hälfte ausgebeuteter, jetzt verlassener Steinbruch, zwischen dessen rötlich schimmernden Massen junge

Göhrn und Sträucher aus dem Samen gewachsen waren. Mit großblätterigen Farben vermischt, strebten sie üppig empor, von den ausgreifenden Trieben der Waldrebe mit ihren tausend kleinen weißen Blüten wild umwuchert. Hier war der Zummelplatz seiner Jugend, sein Paradies gewesen, hier war seine Heimat, und der Fleck Erde, auf dem er ruhte, war sein, sein Eigen.

"Mutter Erdel" flüsterte er, und lachend streckte er beide Arme aus, um sie zu umfangen. Das Brüllen einer Kuh unterbrach die mittägliche Stille, es kam seitwärts vom Stalle her.

"Sie hungert," dachte er. Auch er spürte Hunger, aber er rührte sich nicht vom Fleck, Bilder der Vergangenheit stiegen in ihm auf, hier und dort anknüpfend an Ereignisse, die seine Entwicklung aufgehalten oder gefördert hatten. Er gedachte der Mutter, des guten demütigen Weibes, an dem er mit Liebe gehangen. Er sah sie arbeiten von früh bis spät, stets verdrossen und doch so eifrig. Seinen Vater hatte er nicht gekannt. Er war ein „lediges Kind“ und trug den Namen der Mutter; sie war eine Gasser. Ein Name, der sich schon in den ältesten Kirchenbüchern vorsand.

Sie bewohnten das alte Gasserhäusel, das die Jahreszahl 1760 trug. Mit den es umgebenden Wiesen und einem Stück Wald war es Gemeingut der Geschwister Gasser, nämlich seiner Mutter Therese und ihres Bruders Mathias.

Diesem gehörte das gemauerte Erdgeschoss, der Schwester das nur aus Brettern gesetzte, mit einem Wandgang versehene Oberstöckel, zu dem von außen eine steile hölzerne Treppe führte.

Mathias war früh verwitwet und seine Schwester führte ihm die Wirtschaft.

Er war kein Bauer mehr und noch kein Bürger. Er hatte nichts gelernt, nicht einmal sein Handwerk, und wer seine Unterschrift brauchte, mußte sich mit drei Kreuzeln begnügen. Aber er besaß den Eigendünkel desjenigen, der im engsten Kreise Erfahrungen gesammelt und schließlich seinen Vorteil zu wahren gewußt hat. Er glaubte das Leben zu kennen, besser als die Gelehrten, vor denen ihm grausle. Er war Männer und da er einem Polier sich nicht unterwerfen wollte, arbeitete er auf eigene Faust, übernahm alle Arten von Reparaturen, setzte Oeven und Herde, tünlchte Wände und färbelte sie auch nach seiner Methode grün, gelb und rot, was sehr beliebt war. In der Gemeinde genoß er eines gewissen Ansehens, konnte er doch auf eine stattliche Ahnenreihe zurückblicken; das gilt auch auf dem Dorf. Im Verkehr mit Kunden hatte er sich eine treuerherzig biedere Art angeeignet, das war ein Nicken und Lächeln bei jeder Bewegung, ein flüsterndes „Grüß Gott“, hinter dem er seine Verschlagenheit schlau verbarg. Im Wirtshaus, die Pfeife im Munde, konnte er spaßhaft sein, daheim war er unvirsch und einfältig. Wer seinen Born reizte, mußte sich in acht nehmen, dann war er grausam und rachgierig, soweit er es sein durfte, ohne sich selbst zu schaden. Er war hochgewachsen und hager, sein Haar war frühzeitig weiß geworden. Er ließ es wachsen und es umrahmte in schlichten Strähnen sein feines bartloses Gesicht mit den auffallend regelmäßigen Zügen. Wenn er am Sonntag in dem langen grünen Rock mit den silbernen Knöpfen zur Kirche ging, steif und gerade, war er der echteste und fast verschwundene Typus eines österreichischen Gebirgsbewohners. Sah ihn ein Photograph, wurde auch schon die Kamera auf ihn gerichtet. Er wußte es gar nicht, daß er in Salzburg in allen Kunsthändlungen ausgestellt war.

Da Therese ein Kind aber keinen Mann hatte, wurde Mathias vor Gericht ihrem Sohn zum Vormund bestimmt, und seiner Ruffassung

nach ward ihm damit alle Gewalt von Rechts wegen über Peter verliehen. Sie glich der eines Herrn über seinen Sklaven. Sein Weib hatte ihm zu seinem Verdrüß nur Mädchen geboren. „Gleich vier Stück, die alle nichts taugten“, wie er versicherte. Jede der beiden älteren hatte er, sobald sie 18 Jahre alt geworden, als Dienstmagd in die Umgebung verdingt. Die dritte war von Geburt an taub-

der ihm die ganze Schule zusammenhielt, möglichst lange zu behalten wünschte. Mathias fand darin nur eine absichtliche Bosheit.

Er bezeichnete von nun an diesem „Hornochsen von Lehrer“, der, wie er meinte, „auch einer ist, der nöt weiß, was uns taugt“, die gründlichste Verachtung, und da er sich hinter dem Pfarrer steckte, zog der Lehrer den kürzeren. Das letzte Jahr wurde dem Peter „geschenkt“. Der kräftige Bub kam zu einem Schlosser in die Lehre, wo er sich anstrengte, so daß ihn der Meister, der zu kränkeln anfing, nach den verschiedensten Richtungen hin, in der Werkstatt, im Haushalt und als Pfleger verwenden konnte. Der alte Schlosser war Soldat gewesen in die Es, von seinen Feldzügen in Italien zu erzählen. Jugendstiche und Erinnerungen wurden bei dem Schwereliebenden lebendig und er freute sich über den willigen Hörer und unermüdlichen Frager. Nach dem bald erfolgenden Tod des Meisters geriet das Geschäft ins Stocken und Peter kam wieder nach Hause. Es war Frühling, Mathias hatte zwei Ziegen angeschafft, die an den Bergabhängen reichlich Futter sandten, Peter sollte sie hüten. Die Beschäftigung als Ziegenbub gefiel ihm nur allzu gut. Er kletterte mit seinen Schutzbeschlägen um die Mutter bergauf, bergab. An einer Stelle des Ufers, wo die Felswände steil gegen den See abfallen, war der Aussicht wegen eine Bank aufgestellt worden. Dort stand er eines Tages ein aufgeschlagenes Buch. Der Eigentümer, der wohl nur zu flüchtigem Besuch hierher gekommen war, mochte es hier vergessen haben. Er nahm es in die Hand und blätterte darin. Es war die Schöpfungsgeschichte Höckels. Er bezah die Abbildungen, dann fing er zu lesen an. Sonderbar, es war deutsch, aber da waren so viele Worte, die er nie gehört hatte und nicht verstehen konnte. Das war nichts für ihn, er legte es wieder hin. Als seine Ziegen eine Stelle mit gutem Futter gefunden hatten, von der er sie nicht vertreiben wollte, nahm er aus Langeweile das Buch wieder auf. Er las das Wort „Mikroskop“, das fesselte ihn, er wußte, was es bedeutet, denn er hatte ein solches schon einmal gesehen. Der Lehrer hatte ihn am Jahrmarkt in eine Bude geführt, in der „die Wunder der Tierwelt“ gezeigt wurden. In einem Tropfen Wasser, das unter die Linse gebracht war, erstand vor dem staunenden Auge des Knaben eine Lebewelt, von der er bisher keine Ahnung gehabt hatte. Und hier war nun etwas darüber zu lesen, und zwar seitenlang. Und er las und las, und sein heftes Interesse half ihm über Unverständlichkeiten hinweg. Als er merkte, daß seine Ziegen sich indes verlaufen hatten, legte er das Buch auf die Bank und kletterte ihnen nach. Am nächsten Tag, als er wieder hierher kam, lag das Buch noch auf derselben Stelle. Aber da es in der Nacht stark geregnet hatte, was es gänzlich durchweicht. Er nahm es an sich, wie ein verlorenes Gut, trocknete es an der Sonne und trug es fortan mit sich herum. Er suchte die einsamsten Orte auf und las darin, so oft es nur möglich war. Er gewöhnte sich an die Fremdworte und suchte ihren beiläufigen Sinn zu erfassen. Einmal erwischte ihn der Theim bei dieser ungehörigen Beschäftigung. Und er schlug ihm das Büchlein, das kein Gebetbuch war, so lange um den Kopf, bis es in Fetzen war. Dann warf er's ins Feuer. Blaß und zitternd sah der Knabe, wie es die Flammen verzehrten. Eine Empörung, wie er sie noch nicht gekannt, durchschüttete seine Brust, ihm war geraubt, was seine ganze Seele ergriffen. Aber er hatte bereits an Gedanken und Einsicht viel davon empfangen, das ihm, als ein Unzerstörbares, geblieben war. Sein Gedächtnis war gut. Nachdenken in den Beobachten ergänzten die Lücken; er fand Zusammenhänge, auf die er früher nicht geachtet; Bestätigungen, die ihn mit Freude erfüllten, und

stumm. Sie blieb mit der Jüngsten, der pfiffigen Januarl, im Hause, der einzigen, die er gern hatte und verzog.

Sie war noch ganz klein, als sie es schon verstand, Peter zum Sündenbock für ihre Unarten zu machen. Er erfuhr die unnachlässige Strenge des Vormundes und nahm sie hin, wie seine Mutter es ihn gelehrt hatte, demütig, wie ein Naturgesetz.

Mit zwölf Jahren wollte Mathias sein Mündel aus der Schule nehmen, aber der Lehrer bestand auf der Einhaltung der gesetzlichen Schulpflicht, da er seinen lernefrigsten Schüler,

\* Aus: „Zwischen zwei Städten“. Ein Buch Gedichte im Gang einer Entwicklung. Von Arnim E. Begner, (Egon Fleischel u. Co. Berlin. Pr. 3 M.)

so waren ihm diese Lehren allmählich klarer und verständlicher geworden als zu der Zeit, wo er in dem Buche gelesen.

Er hatte Kräfte entdeckt, die in ihm selbst wohnten, und was ihm die Weisheit entziehen wollte, gehörte ihm nun erst recht, war sein Eigen geworden fürs ganze Leben.

Im nächsten Herbst wurde er zu einem Schlächter in die Lehre gegeben. Die Fleischhauer werden alle reich, hatte der Oheim gesagt und die Mutter sprach es ihm nach. Als er aber dabei stand, als man dem jungen Stier die schwarze Binde um den Kopf legte und hierauf mit dem Beil einen Hieb gegen die Stirn führte, als er den markenschüttenden Schrei des getroffenen aber noch nicht getöteten Tieres vernahm, das hilflos, am ganzen Körper zitternd, dasstand, um den zweiten Streich zu empfangen, unter dem es stöhnend zusammenbrach, da erschafte ihn Abscheu vor diesem Gewerbe, und er erklärte, er wolle es nicht betreiben.

Der Oheim bestand nun erst recht darauf.

Er schimpfte und weiterle und nannte ihn einen Feigling. „Du Mhozzeros“, schrie er ihn an, „glaubst wohl, der Brausen wird ewig dauern, der vergeht Dir, das is wie bei die Doktoren, die müssen sich auch erst ans Ubringen gewöhnen.“

Auch die Mutter nahmte zur Ausdauer, er müsse doch einmal was lernen, und so fügte er sich. Es war ihm diese Zeit, als Mathias' älteste Tochter völlig unerwartet im Vaterhause erschien und um Unterkunft bat für die nahende, schwere Stunde. Ein im Salzburgischen gewöhnlicher Fall, man könnte ihn einen landesüblichen nennen; und ebenso üblich ist es, die Aufnahme nicht zu verweigern: dergleichen reguliert sich von selbst. Erfreut war der Mathias allerdings nicht, als wieder ein Mädel zur Welt kam, und vollends aufgebracht, als die junge Mutter acht Tage nach ihrer Entbindung starb und ihm das Kindchen zurückließ.

„Das hat mir das Quader — Gott hab sie selig — auch noch antun müssen,“ jammerte der Großvater.

Peter konnte nicht begreissen, daß dies gesunde, blühende Frauenzimmer so schnell dahingegangen war. Die Mutter hatte sie gepflegt und Mathias hatte nicht gezögert, ihr sein bewährtes Mittel, Hollundertee mit Schnaps, fleißig einzugeben. So oft er an ihr Bett trat, murkte er: „Das kenn i schon, das san Weibersachen, innerlich is' g'und, da fehlt sie nix, das is nur äußerlich.“ Aber sie ging an diesen Neuzerlichkeiten zugrunde, an dem Schnaps, der Außerachtlassung jeder Hygiene des Wochenbettes.

Die kleine Maridai blieb am Leben, trob aller Vernachlässigung und Entbehrung. Aber selbst die größte Anspruchslosigkeit konnte ihr keine Sympathien erwerben, und der kleine Ein- dringling, der, da er kein eigenes Bettchen hatte, fest in ein Kissen geschnürt, bald hier, bald dort in der Stube herumläg, war jedermann im Wege und wurde dementsprechend behandelt.

„Dich hab i braucht,“ brummte der Großvater, so oft er dieses hin und hergeworfenen Bündels ansichtig wurde, „Du bist mir grad noch abgegangen, weil i noch mit g'nug Weibsbilder im Haus hab'; die jungen Hund und Katzen ertränkt man, wenn's Weibeln sind, mit die Madeln sollt man's grad so machen, die san no weniger zu was nütz.“

Vollends wütend konnte er werden, wenn das kleine Wesen gegen das Nebermäpf von Dummheit, das sein Leben bedrohte, sich zur Wehr setzte und zu schreien begann. Dann riss er es aus dem Kissen, entblößte es und prakte es tüchtig durch.

Eines Nachts aber schrie es so anhaltend und jämmerlich, daß niemand schlafen konnte.

„Sie hat Hunger,“ meinte Peter, der am Fußboden auf einem Strohsack gebettet lag, zu seiner Mutter.

„Med nit so dumm, sie hat ihre Milch ausgetrunken,“ entgegnete diese ärgerlich.

„Voshaft is,“ schrie Mathias erzürnt durch die offene Stammertür, „aber i werd' dem Bosnikel das W'schrei schon austreiben,“ und als es trotz dieser Drohung weiterschrie, stürzte er sich auf das Kindchen und riss es empor. Es war so fest eingeschnürt, daß er, zitternd vor Wut, die Bänder nicht zu lösen vermochte, und so schwang er es wie ein Stück Holz hin und her; es schien, als wolle er es gegen die Erde hauen. Da ward es ihm mit einem Ruck entrissen; Peter stand vor ihm, bloß vor Empörung.

„Wenig, willst Du es denn erschlagen!“

Es kam bebend von den Lippen des Kindes. Mathias war einen Augenblick fassungslos über diese ungeheure Schärfe, dann holte sein Arm aus zu einer kräftigen Ohrfeige; aber Peter war zurückgesprungen: „Auch mich wirst Du nicht mehr schlagen, ich leide es nicht!“

„Kerl! Mistbub! Glenderl!“

Oheim und Messe standen sich Auge in Auge gegenüber, und es mußte etwas Entschlossenes in der Haltung des Knaben sein, das Mathias zur Einfehr zwang. Er ballte nur die Faust, und sie gegen ihn schwingend, sagte er: „Einen Ton noch, einen einzigen Ton und ich schmeiß Euch alle miteinander hinaus.“

Es rührte sich keiner mehr.

Peter hatte das Kind aufgebunden, um nachzusehen, ob es keinen Schaden genommen. Er legte es neben sich auf den Strohsack und deckte es zu, und als die allzu feste Einschnürung ihm nicht mehr weh tat, dehnte es sich behaglich, und sich an den warmen Leib seines Weltgenossen schmiegender, schlief es fest und ruhig bis zum Morgen.

Mathias triumphierte.

„Jetzt weiß ich, wie man Euch künften muß, ös Bagasche!“ sagte er voll Zufriedenheit über die eingeschlagene Methode, welche ihm seine Nachtruhe sicherte.

Sie wurde nicht mehr gestört. Die Mutter legte nun allabendlich das festeingeschnürtte Kind in Peters Bett und er löste heimlich allabendlich seine Bände, so daß es sich dehnen und strecken konnte nach Herzzeit, und wenn das Püppchen, von dem schlafenden Jungen bedrängt, auch einmal vom Strohsack herab auf den Fußboden fiel, es machte sich nichts daraus und schlief trotz seiner Machtet ruhig weiter. Seit diesem stürmischen Auftritt war der Sinn des Knaben gewandelt.

Solang es sich nur um ihn handelte, hatte er demütig alles ertragen, was der von Gott und der Obigkeit ihm gegebene Vormund über ihm verhängte, die Brutalität dieses Mannes gegen das wehrloseste Geschöpf unter der Sonne machte ihn zum Rebellen. Der fromme Kinder-glaube an die Macht und die Unschärbarkeit des Familienerhauples war zerstört, ein Glaube, den Gewohnheit und Zitze gewoben und der durch Prügel täglich erhärtet wurde. Er sah den Mann wie er war, erkannte ihn in seiner ganzen Dummheit und Herzensroheit. Und dieser Mensch sollte alle Gewalt über ihn haben, der sollte über sein Leben bestimmen und er gehorchen müssen? Er kann nur mehr darauf, wie er sich ihm entziehen konnte, und der Wunsch wurde heftiger mit jedem Tag.

Er war von seinem Lehrherrn ausgeschickt worden, um den Ochsen, den jener gekauft hatte, heimzutreiben. Am nächsten Morgen sollte er geschlachtet werden, und zum erstenmal sollte Peter selbst den tödlichen Schlag führen.

„Niemals,“ sagte er sich.

Er brachte das Tier in den Stall, er selbst ging nicht mehr nach Hause. Er wanderte die Nacht durch, der nächsten Stadt entgegen.

Am Morgen erwischte ihn der Gendarm, und da er weder Geld noch einen Ausweis bei sich hatte, wurde er eingezogen, nach St. Bonifaz zurückgebracht und in den Koffer gesperrt.

Nachdem der Herr Bezirksrichter ihn einem langen Verhör unterworfen, versagte er, daß der Ausreißer seinem Vormund zur häuslichen Züchtigung übergeben werde.

Das war ein Aufsehen, als der Gasser-Peter von dem Gendarm durch den Ort geführt wurde. Fenster und Türen rissen die Leute auf, um ihm nachzusehen; die schlimmsten Vermutungen wurden ausgesprochen, und ehe man noch wußte, was er gelan, war er als ein Verlorener bezeichnet. Die Dorfjugend gab ihm unter Lachen und Zischen das Geleit, und der Zug schwoll stetig an, als sie aus dem Dorf hinaus sich dem Seeufer zwandten. Als aber Onkel Mathias, den eine geschäftige Nachbarin schnell vorbereitet hatte, an der Schwelle erschien, um ihn gleich einem Missätter in Empfang zu nehmen, stoben sie schein zur Seite; sie wußten, daß gibt's was.

Mutter Theres schlug jammernd die Hände zusammen, als sie ihn erblickt: „Jesus Maria und Joseph, so was! Die Schand, die Schand!“

Der Gendarm erstatte seinen Bericht, er war nicht wohlwollend. Mathias zeigte diesem gegenüber eine gewisse Selbstbeherrschung. „Er soll seinen Denkzettel bekommen,“ versicherte er mit einem grausamen Lächeln. „Der Herr Bezirksrichter kommt's getrost mir überlassen, da fehlt sich nix.“

„Um Gotteswillen, erzieh' ihn nur nicht,“ heulte die Mutter.

Stumm, mit eiserner Faust batte er den Kuben in die Stube geiohnen, die Alte zählte hinterdrein. Er verschloß die Tür von außen und ging, einen Strick zu suchen.

Peter hatte keinen Laut von sich gegeben; den Kopf gesenkt, die Zähne aneinandergebissen, stand er unbeweglich auf dem Fleck, wo ihn der Onkel hingeschleudert. Sein Herz kloppte in wahrhaftrigen Schlägen, in seinem Hirn drängten sich blitzartig die Gedanken. Was mußte geschehen, wie stellte er es an, um fortzukommen, ihm zu entkommen, für immer, und sofort — sogleich! Eine wilde Kraft durchbrauste ihn. Einmal hatte er einen flüchtigen Blick nach den Fenstern geworfen. Sie waren sämlich vergittert — die Tür verschlossen. Schon hörte man die schweren, sich nähernden Schritte des Oheims.

Hatte die Mutter den Widerstand aus seinen Augen gelesen? Sie hob flehend die Hände: „Um Gotteswillen, wehr Dich nicht, numm's bin. Du hast's ja verdient.“

Das Schloß kreischte, die Tür wurde aufgerissen. Da stand der Mathias, den Strick in der Hand, mit funkelnden Augen. Er hatte seinen Zorn noch gesteckt und damit seinen Mut.

„Wart Westiel!“ schrie er ihm zu; aber in demselben Augenblick ward er kräftig beiseite gestoßen. Peter schoß wie ein Pfeil aus der Tür. Mathias nach kurzer Verblüfftheit ihm nach. Der Bursche lief dem See zu, nach jener dunkelgrünen Stelle, wo das Wasser sofort eine beträchtliche Tiefe erreichte.

Da lachte Mathias triumphierend auf.

„Jetzt g'hörst mir!“ rief er, „weiter kommst nicht, und zurück las ich Dich nicht.“

Peter hatte die Facke abgeworfen, und ohne sich einen Augenblick zu besinnen, war er in vollem Aulauf weit in den See hineingesprungen. Ein Aufschrei aller am Ufer Befindlichen erntete. Der Unglückliche war sofort untergegangen, man sah nichts mehr von ihm. Mathias, den Strick in der Hand, blieb wie angewurzelt stehen, ratlos, tatlos. Aber schon tauchte in einiger Entfernung ein Kopf aus dem Wasser empor. Er wandte sich nach seinem Verfolger um, und nachdem Peter seine Lungen mit frischer Luft gefüllt, schwamm er ruhig und sicher dem Riff entgegen, das bei niedrigem Wasserstand fast den Seespiegel erreichte.

(Fortsetzung folgt.)

## Der amerikanische Bauer.

Von Arthur Baar.

(Schluß)

**D**en gütigsten Spott, den „Onkel Hayseed“ (Hausmann) sich jeweils gefallen lassen mößt, wenn ihm in einer größeren Stadt etwas Neues und Unbekanntes begegnet, weiß er richtig einzuschäben und lacht über einen auf ihn gerührten Witz herzlich mit. Uebrigens versteht er auch sehr gut, sich in solchen Fällen zu entschädigen, indem er mit vergnügt schmunzelndem Gesicht den Städtern eine Jagdgeschichte erzählt, an der irgendein deutscher Förster seine Freude haben könnte. Onkel Hayseed versteht sich auf Jägerlatein; er hat Witz und hellen Verstand und ist durchaus kein „dummer Bauer“. Man kennt ihn in der Stadt als einen Mann, der sich nicht die Butter vom Brodt nehmen läßt. Man sieht ihn auch gern, denn er kommt, um Einkäufe zu machen oder Geschäfte abzuwickeln und nebenbei die geselligen Freuden des Stadtlebens ein wenig zu genießen.

Die Politiker der Stadt gehen dem Farmer gern um den Bart, denn sie wissen, die Farmer haben einen großen politischen Einfluß. Ein solcher Einfluß herrscht in vielen Parlamenten der West- und der Südstaaten und wird dort stets in Bewegung gesetzt, wenn gesetzgeberische Maßregeln drohen, die den Farmers ungünstig sind. Noch deutlicher tritt dieser Einfluß in der lokalen Verwaltung hervor, wo die Farmer oft das maßgebende Wort sprechen. Und wenn sie sich verleiten lassen, in der Wahrnehmung ihrer Interessen einmal eigene Wege zu gehen, die abseits von Recht und Gesetz führen, so vertrauen sie auf ihren politischen Einfluß als starke Rückendeckung. Bei allem Respekt, den sie sonst den Gesetzen und dem herrschenden Recht entgegenbringen, scheuen sie sich nicht, die Rücksicht darauf beiseite zu setzen und ganz selbstständig vorzugehen, wo sie ihre Interessen bedroht sehen und sich sagen, daß sie dieselben nur durch eigenes energisches Handeln schützen können. Sie sind nicht leicht dazu geneigt, aber setzen sie sich erst in Bewegung, dann gehen sie mit einer Brutalität und Rücksichtslosigkeit vor, die alle Schranken niederrichtet.

Ein drastisches Beispiel dieser Art gab am Anfang des letzten Jahres die Tabakbauern von Kentucky, die einen „Gerechtigkeitsbund“ gegen den Tabaktrust gegründet hatten. Sie wollten nicht ruhig zusehen, wie der Trust seine Krallen nach ihnen ausstreckt und die Preise für ihre Produkte festsetzt. Um höhere Preise zu erreichen, beschlossen sie gemeinsam den Tabakbau einzuschränken und mit den Vorräten zurückzuhalten. Wehe jedem, der sich diesen Beschlüssen des Bundes widersehen wollte; er galt als Verbrecher und setzte sich dem furchtbarsten Zorn der Farmer aus.

In den deutschen Zeitungen konnte man zu jener Zeit häufig kurze Depeschen über die Greuelnisse von „Nachtreitern“ in Kentucky lesen. Die wenigsten Leser konnten sich bei dem

Worte „Nachtreiter“ etwas anderes denken, als daß es sich um eine gewöhnliche Mäuberbande handele. Und doch gingen diese Nachtreiter, die allerdings weder Mordtaten (im Falle eines Widerstandes) noch Brandstiftungen schenkten, nicht auf Maub aus. Sie entwendeten nichts, sie vernichteten nur. Sie waren angesehene, „ehrenwerte“ amerikanische Bürger, die sich mit der Flinten in der Hand und auf schnellen Pferden ihr Recht holten oder das, was sie dafür ansahen. Tabakbauern waren es, die Tabakfarmen überfielen, wo gegen die Beschlüsse des „Gerechtigkeitsbundes“ gehandelt wurde. Nächts tauchten sie unerwartet auf, holten die Leute aus den Betten, peitschten die Männer aus und schoßten denselben nieder, der Widerstand leistete. Die Gebäude mit Tabakkörnern wurden niedergebrannt und die Anpflanzungen verwüstet. Diese Strafexpedition holte jeder zu erwarten, der nicht mit den übrigen Farmers gemeinsame Sache gegen den Trust machte. Unter furchterlichen Drohungen, daß man bei dem nächsten Besuch das Leben des Verräters nicht schonen oder daß man ihn samt seiner Familie aus dem Staate jagen werde,

Freilich sind die Methoden von Kentucky in anderen Staaten nicht so leicht anwendbar und in den meisten überhaupt ausgeschlossen. Wo die politischen Machtverhältnisse nicht sehr günstig für die Farmer liegen, da dürfen sie nicht ungestraft Nachtreiterstückchen ausführen. Dagegen wird die Lynchjustiz in Einzelfällen noch vielfach von den Farmers geübt, wo es sich um angeklagte oder auf der Tat ertappte Verbrecher handelt. Selten schreitet die Staatsgewalt gegen Akte der Lynchjustiz ein. Wenn wir von Lynchmorden hören, so dürfen wir in der Regel annehmen, daß die Landbevölkerung eine Menschenjagd inszenierte oder daß sie die staatliche Rechtsplege durch ein summarisches Verfahren ablöste, ein Gefängnis stürzte in einen armen Sünder herausholte. Ist die Menge nicht zu bestialischer Wut entlaufen, dann wird er zum nächsten Baum oder zu einem passenden Pfosten geschleift und „am Halse am gehängt, bis daß er tot ist“, wie es in den Urteilen so geschmaußt heißt und wie es sowieso nur von Rechts wegen geschehen darf.

Wenn die Farmer ein Lynchgericht halten, sei es noch so grausam und ungerecht, wagen die Behörden nicht, ihr

Autorität mit Nachdruck geltend zu machen. Die Lynchmörder haben auch nicht etwa zu fürchten, daß sie später noch vor Gericht gezogen werden. Die Behörde kennt die Schuldigen nicht, und wenn sie mit dieser Unkenntnis auch ganz allein dasteht. Zu der Regel sind es wohlhabende und einflußreiche Farmer, die bei den Lynchgerichten die führende Rolle spielen und deren Verbindungen im Staatsleben weit genug reichen, um sie selbst und alle Mithilfenden vor jeder Verfolgung und Anklage zu schützen.

Werkommunismus die

her Art gehören natürlich zu den Ausnahmen, zu den Sensationen im Leben der Landbevölkerung. Die Masse der kleinen Farmer liebt derartige Aufregungen nicht. Ihre Energie und Kraft wird viel zu sehr in Anspruch genommen durch die mannigfaltige Ländarbeiten.

Die Farmbevölkerung in den Vereinigten Staaten nimmt stetig zu. Der Prozeß der Aufteilung des Landes ist besonders in den Südstaaten noch in vollem Gange. Man hat berechnet, daß in den letzten Jahrzehnten je einige Hunderttausend neue Farmer in den Vereinigten Staaten entstanden sind. Dazu kommt noch, daß die Bundesregierung großartige Maßnahmen getroffen hat, um die ungeheuren Strecken Landes, die im Westen öd und brach daliegen, durch rationelle Bewässerung anbaufähig zu machen und so für den Farmbetrieb zu gewinnen.

Wunderbare Resultate hat man damit bereits erzielt. Wo vorher Wüsten waren, da lachen hente grüne Fluren und herrliche Fruchthaine, und tausende von Farmerfamilien finden ihren eisigen Fleiß reich belohnt. Das Wasser allein hat diese Veränderung bewirkt. Die für die Bewässerung notwendigen Anlagen kosteten freilich Tollarmillionen und sind so großartig und gewaltig, daß nur durch die Na-



Wirtshaus in einem Landstädtchen des amerikanischen Westens.

verschwanden die Nachtreiter schnell und spurlos wieder. Sie blieben unerkannt, denn die Gesichter werden gewöhnlich geschwärzt oder maskiert.

Bei den Behörden gab es gegen diese Überfälle keine Hilfe und keine Sühne, weder für Mordtaten noch für Brandstiftungen. Die Staatsgewalt wurde kontrolliert von denselben Tabakbauern, wie konnte sie da in Bewegung gegen die Missetäter gesetzt werden! Die Bundesgewalt aber, die in anderen Fällen sofort eingeschritten wäre, wenn zum Beispiel streikende Arbeiter sich ähnlich vergangen hätten, verhielt sich sehr zurückhaltend. Politische Gründe waren auch hier maßgebend. Man drückte aus Parteirücksichten Kentucky gegenüber ein Auge zu und begnügte sich mit einer billigen Entrüstung über die Nachtreiter und mit Drohungen gegen sie.

Schließlich mußte der Tabaktrust mit den Farmers von Kentucky Frieden schließen. Der Trust kaufte die vorhandenen Vorräte zu einem annehmbaren Preise und die Farmer schränkten vorläufig den Anbau ein, so daß die Preise in der gewünschten Höhe blieben.

Die Kriegskosten dieses Feldzuges wurden natürlich den Konsumenten des Tabaks aufgelegt.

tion selbst Arbeiten dieser Art, deren grössere Bedeutung erst in der Zukunft und für kommende Generationen sich zeigen soll, unternommen werden könnten.

Diese Aufgabe, Wüste und Wildnis in Feld und Forst, in Wiesen und Gärten umzuwandeln, haben die Amerikaner durch ein besonderes Gesetz über Landesverbesserungen im Jahre 1902 festgelegt. Es handelt sich dabei um das Problem, die Dödländerien in den Weststaaten zu erschließen. Die volle Ausführung der Projekte, die vorgesehen und zum Teil in Angriff genommen sind, wird freilich so hohe Kosten verursachen, daß der Panamakanal dagegen als ein billiges Unternehmen erscheint. Man hat die Kosten auf 1500 Millionen Dollar geschätzt.

Der Kongress in Washington hat nur die Summe von drei Millionen jährlich für den Landverbesserungsdienst bewilligt. Nach diesem Maßstab könnte es ein halbes Jahrtausend dauern, bis die Pläne zur Ausführung gelangen. Das Geld spielt aber nur die Nebenrolle, sobald der Arbeit der gebührende Platz eingeräumt wird. So werden hier die fehlenden Mittel auf eine sehr einfache Weise herbeigezahlt, nämlich durch den Verkauf des kultivierbaren gemachten Landes an die Farmer. „Onkel Sam“ schafft fruchtbare Land in Fülle und übergibt es dann seinen Farmer zu einem billigen Preise, etwa zu 30 bis 50 Dollar für den Acker. Nach Möglichkeit wird darauf gesehen, daß solches Land nur an wirkliche Ansiedler und nicht an Spekulanten verkauft wird. Der Erlös aus den abgegebenen Ländereien bildet einen stetig wachsenden Fonds, der es ermöglicht, durch neue Bewässerungsanlagen in diesem Werke fortzufahren und Dödland in Farmland umzuwandeln. Wo Sumpfland vorhanden ist, muß natürlich das ungefehrte Verfahren, die Entwässerung des Bodens, stattfinden, und auch darin geht man eifrig ans Werk. Für etwa 30 Millionen Dollar hat man in den ersten fünf Jahren von dem gewonnenen Farmland verkauft, das meiste in kleinen Anteilen.

Dem Beispiel von „Onkel Sam“ ist auch schon manche Privatgesellschaft gefolgt und hat ebenfalls viel Land urbar gemacht. Das Geschäft, was damit zu treiben ist, war dabei natürlich der Ansporn allein. Die Gesellschaft produziert Land zum Zwecke des Verkaufs und bringt es zu weit höheren Preisen als die Regierung auf den Markt. Trotzdem verkauft sie das Land leicht genug, denn „Onkel Sams“ Angebot ist nicht so verlockend, als es auf den ersten Blick scheinen mag.

Sein Land liegt weit draußen, in meilenweiter Entfernung von der so wichtigen Eisenbahn oder von einem kleinen bewohnten Ort, von grösseren Orten gar nicht zu reden. Kein Weg, keine Chaussee ist in der Nähe. Und mittellos kann der Farmer nicht da hinausziehen, um das angebotene Land unter Kultur zu nehmen!

Trotzdem finden sich genug Leute, die den Mut und das Vertrauen auf die eigene Kraft besitzen, sich dort anzusiedeln. Hoffnungsvoll blicken sie in die Zukunft. Sie bauen sich ihr Häuschen und wagen die Mittel, die ihnen zur Verfügung stehen, an das neue Unternehmen. Wo der eine sich niederlässt, da hat der zweite

Deutschland. Und die Amerikaner haben die Auswahl unter allen Rassen, unter den Angehörigen aller Nationen.

Auf den grossen Pflanzungen in den Südstaaten arbeiten massenhaft Neger auf den Feldern. Seit einigen Jahren hat man viele Italiener und Leute von der Balkanhalbinsel nach den Südstaaten gebracht, aber die Pflanzer täuschten sich, als sie annahmen, daß sie aus Europa Arbeitskräfte gewinnen könnten, die sich noch mehr ausbauen ließen als der „gottverdammte faule Nigger“, wie der schwarzhäutige Mitbürger gewöhnlich bezeichnet wird. So fleißig wie die Chinesen und Japaner, die vorwiegend in den Staaten am Stillen Ozean, in den Weinbergen und Bruchhainen Kaliforniens angestellt sind, arbeitet der Nigger freilich nicht, aber seine Ausbeuter sorgen schon dafür, daß sie ihr volles Maß Arbeitsleistung erhalten. Sehr zahlreich werden auch die Indianer zu den Erntearbeiten herangezogen. Eine sehr billige Ware Arbeitskraft bieten auch die Hindus, die von Kanada her nach den Vereinigten Staaten kommen. Ein großer Teil der Erntearbeiter wird von den Eingewanderten aus Europa gestellt.

In den Städten machen private bureaus für Arbeitsnachweis gute Geschäfte mit der Vermittlung von Arbeitskräften für die Farmer. Die Vermittler spekulieren vielfach auf die Fremden, die Eingewanderten, denen ein Tagelohn von einem bis zu zwei Dollar nebst Verpflegung recht annehmbar erscheint.

Bei diesen Vermittlern ist Vorsicht dringend geboten, denn mancher arme Teufel ist schon in die Sklaverei verkauft worden. Freilich ist die Sklaverei offiziell abgeschafft. Aber der Fremde, unkundig der Sprache und der Sitten des Landes, gerät in einen Zustand sklavischer Abhängigkeit, wenn er z. B. nach einem Holzfällerlager weit draußen in der Wildnis anstatt nach den Erntefeldern geschickt wird. Da ist er seinen Ausbeutern völlig preisgegeben, da gibt es kein Amt, keine Behörde, an die er sich wenden könnte. Eine Flucht erscheint aussichtslos. Mit Mühe und Not hat mancher erst durch die Vermittlung seines Konsuls, der auf allerlei Umwegen in Kenntnis gesetzt werden mußte, die Freiheit wieder erlangt. Besondere Vorsicht ist in den Südstaaten geboten.

Zur Erntezeit ist die nahe und gute Arbeitsgelegenheit auf dem Lande gewöhnlich so reich vorhanden, daß niemand sich auf ein irgendwie bedenklich erscheinendes Angebot einzulassen braucht. „Farmhände“ werden überall gesucht. Meist wird den Arbeitern freie Reise gewährt oder das Reisegeld wird als Vorschuss gegeben. Der Vermittler kassiert von jedem einen Dollar oder mehr ein und sendet die Leute hinaus aufs Land, wo sie von den Farmern erwartet werden. Von diesem streicht der Vermittler auch seine Gebühren ein. Der



Cowboy.

sich einen Nachbar, und unter günstigen Umständen entsteht eine Ansiedlung, von welcher die Eisenbahngesellschaft Notiz nimmt, um vielleicht eine Station zu errichten, die mit Pferd und Wagen zu erreichen ist. Die Verbindung mit der Eisenbahn ist die Vorbedingung für die Entwicklung eines Ortes. Wenn der Farmer



Das Theater in einem Wild-West-Landstädtchen.

sieht, daß Jahre anstrengender Arbeit vor ihm liegen, ehe er es zu etwas bringen kann, so schreibt ihn das nicht zurück. Er ist schwere Arbeit gewöhnt. Die Masse der kleinen Farmer besteht aus Arbeitern, die sich oft mit wenig fremder Hilfe begnügen, ausgenommen, wenn die Zeit der Ernte kommt.

Der Ruf nach Landarbeitern erschallt zur Erntezeit nicht minder laut als bei uns in

Handel mit der Ware Arbeitskraft trägt hohen Gewinn.

Auf der Farm gilt es nun, diese Arbeitskraft einzusetzen in möglichst große Mengen zum Versand fertiger Produkte. Von früh bis spät, 10 oder 12 Stunden lang, wird gearbeitet. Jeder entfaltet Eifer und Fleiß. Ein Resultat wird erzielt, das erstaunlich wäre, wenn man nicht wüsste, wie es durch praktische Methoden herbeigeführt wird. Zahlreiche Maschinen treten in Aktion, Arbeitsriesen, die mit hundert Armen zugleich zu arbeiten beginnen und mit spielerischer Leichtigkeit zu gewaltigen Massen die reichen, meist prächtig gediehenen Früchte des Herbstes anhäufen, übersichtlich ordnen und wohlverwahrt unterbringen. Die vielen nützlichen Apparate und arbeitsparenden Maschinen, groß und klein, die man bei uns in Ausstellungen viel bewundert, aber verhältnismäßig noch selten in praktischer Anwendung bei den landwirtschaftlichen Arbeiten findet, werden von den amerikanischen Farmers viel schneller und häufiger in Dienst gestellt. In Feld und Garten, in Wiese und Wald, da flirrt und summt und surrt es von der Maschinenarbeit zur Erntezeit.

Während der deutsche Landmann noch eine eingehende Erwägung anstellt, ob eine Maschine sich auch lohnen würde, da hat sie der amerikanische Farmer schon eingestellt. Er wird in seinem schnellen Entschluß noch unterstützt von dem amerikanischen Geschäftsmann, der dem Farmer die Maschine vorstellt, ihren Nutzen demonstriert und sie ihm auch probeweise überläßt.

Man risikiert und probiert gern, und zeigt sich der Vorteil, der zu gewinnen ist, dann zögert man nicht lange mit der Einführung einer Neuerung. Unverzüglich töricht würde man es finden, eine Ausgabe zu scheuen, durch die offensichtlich die Einnahmen erhöht werden können. Ist das Geld dazu nicht flüssig, so ist der Kaufmann wieder zu einem Entgegenkommen bereit und gewährt weitgehenden Kredit.

Hat man sich aber zuviel versprochen von einer Sache und eine Enttäuschung erlebt, so weiß man auch einen Verlust mit Gleichmut zu tragen, ohne den Wagemut für neue Unternehmungen zu verlieren.

Diese Tatkraft und Energie zeitigen auch großartige Resultate. Nach den Berichten des Sekretärs für das Landwirtschaftsamt in Washington betrug der Wert der amerikanischen Farmprodukte in den letzten Jahren je zwischen sechs- und sieben tausend Millionen Dollar. Die Ausfuhr von Produkten der Landwirtschaft wird von demselben Amt auf etwa eintausend Millionen Dollar jährlich geschätzt. Die letzten Jahre haben eine stetige und schnelle Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion in den Vereinigten Staaten gebracht.

Von den  $2\frac{1}{4}$  Millionen Frachtwagen, über welche die amerikanischen Eisenbahnen überhaupt verfügen, wird ein sehr großer Teil nur für den Transport der Ernte aus den Weststaaten in Anspruch genommen. Dieser Transport dauert bis gegen Ende des Monats

Dezember. Regelmäßig macht sich im Herbst dann auf allen Bahnen ein starker Wagenmangel fühlbar. Die Farmer klagen laut über die langsame Beförderung der so fleißig eingeholten reichen Ernte, und doch spannen die Eisenbahnen alle Kräfte an, um den Ansprüchen der Landwirtschaft gerecht zu werden oder vielmehr, um einen möglichst großen Teil am Erntevertrag durch die Frachtraten einzuhören.

Diese Raten sind nicht niedrig gesetzt, denn für die Bahngesellschaften gilt der Grundsatz, zu „nehmen, was der Handel nur irgend erträgt kann“. „Take what the traffic can bear“, wie der kalifornische Eisenbahnkönig Huntington sagte. In diesem Punkte berühren sich natürlich die Interessen der Farmbevölkerung und der Eisenbahngesellschaften in feindlicher Weise. Die Reibung zwischen beiden wird verstärkt, wenn für die großen Transporte ein so hoher Rabatt gewährt wird, daß der kleine Farmer in einem entschiedenen Nachteil gerät. Wenn auch die Eisenbahnen an gesetzliche Vorschriften über die Raten sowohl als auch über die Gewährung vom Rabatt neuerdings wieder schärfster gebunden wurden, so bleibt ihnen doch immer viel Spielraum für geheime Abmachungen. Die Farmer sind deshalb auch für eine strenge Kontrolle der Bahngesellschaften durch die Bundesregierung. Der Gedanke einer Überführung der Bahnen in Nationalbesitz findet ebenfalls bei den Farmers eine günstige Aufnahme. In verschiedenen Staaten haben sie durch Anwendung der politischen Macht versucht, sich der Bedrückung durch die Bahnen zu entziehen. Aber sie haben es mit einem sehr starken Gegner zu tun, der immer neue Mittel findet, sich das zu sichern, was ihm als Recht seines Daseins erscheint: die hohen Profite.

Wie die Eisenbahnen, so müssen auch die Banken für die Erntezeit große Vorbereitungen treffen. Viele Millionen Dollar müssen für die Farmer bereitliegen. Um den reichen Ertrag der Felder, Gärten und Wiesen einzubringen und den Bahnen zuzuführen, muß für viele Tausende von Erntearbeitern vorgesorgt werden, die Maschinen sind in Ordnung zu bringen, und alles muß bereit sein, die in verschwenderischer Fülle dargebotenen Gaben der Natur aufzunehmen zu können. Da brauchen die Farmer Vorschüsse, denn sie haben nicht genügend bares Geld, um allen Anforderungen gerecht werden zu können. Wer aber Geldmittel besitzt, hat sie der Bank im nächsten Städtchen anvertraut, und die Bank ist zur Erntezeit vorbereitet, ihren Kunden ihr Guthaben sofort zur Verfügung zu stellen.

Die Bankwelt der Vereinigten Staaten weiß, daß sie damit in jedem Jahre rechnen muß, und riesensummen fließen von New York und den anderen Geldzentren zur Erntezeit nach dem Westen, um alle Geldinstitute in den Landgegenden mit barem Gelde zu versorgen. Der Farmer erhält alle gewünschten Vorschüsse auf seine Ernte, die Sicherheit genug bietet. Die großen Kommissionshäuser kaufen, wenn er es wünscht, das Produkt von Feld und Garten auch direkt ein. Sie zahlen ihm einen

Preis für die Frucht am Baum, für die Achre am Halm und besorgen selbst die Ernte und den Transport zu ihren Speichern. Dabei aber macht der Farmer gewöhnlich ein schlechtes Geschäft.

Die Erntezeit bringt das Geld unter die Leute, wie man zu sagen pflegt. Jeder verdient durch fleißiger Hände Arbeit, und jeder gibt gern aus, denn jetzt hat er Gelegenheit, seine Bedürfnisse zu befriedigen und seine Wünsche zu erfüllen. Schneller als sonst fließt der Geldstrom durch tausend Kanäle des Verkehrs, wenn die Arbeiterscharen eine gute Marktgelegenheit für ihre Ware Arbeitskraft erhalten. Das weiß man in den Landstädtchen sehr genau, und man weiß auch, daß nach der harten Arbeit der Frohsinn sein Recht sucht. Da finden sich genug Leute ein, die für allerlei Lustbarkeiten sorgen. Ein Circus kündigt seine Vorstellungen an. Musiker, Sänger, Komiker, Künstler aller Art kommen herbei. Eine wandernde Schauspielertruppe meldet sich und bietet das „große Theater“; das ist eine lang ausgestreckte, weite Bretterbude, die je nach Bedürfnis als Speicher, Versammlungslokal, Ausstellungshalle oder Konzertsaal und Theater dient und jedesmal für den gewünschten Zweck schnell und sehr hübsch hergerichtet wird. Die Schauspieler bringen alle nötigen Bühnenrequisiten mit. Die Halle präsentiert sich wohl von außen plump und roh und in einem schmucklosen Grau, aber innen ist alles Farbe, Licht und blendender Glanz. Nichts darf armelig aussehen; der Amerikaner verlangt im Theater eine verschwenderische Pracht, sonst wendet er sich verächtlich ab.

Die Zahl der jungen Männer ist unter den Erntearbeitern nicht gering, und das lockt viele Weiber in die Landstädte, die ihre Liebesgunst verkaufen. In Scharen kommen sie, jung und alt, hübsch und häßlich, aber alleamt sicher, daß sie viel Geld verdienen. Die Jugend ist lebenslustig, will gern lachen und glücklich sein, sucht gesellige Freuden und verschreibt leicht alle Bedenken und Sorgen, wenn es den Augenblick zu genießen gilt.

In den Wirtshäusern wird viel vertrunken, denn die amerikanische Art des Weinens ist den Witten besonders günstig. Man zecht stets in Gesellschaft und bezahlt nach Mundien. In der Freigebigkeit will aber kein „Gentleman“ zurückstehen, und fleißig füllt der Wirt die Gläser, mischt die „Drinks“ und reicht die Zigarren herum. Man trinkt und lacht und schwatzt.

Es ist Erntezeit, die Zeit der Fülle, des Glücks und der Freude. Niemand braucht zu darben, die Natur hat jareichlich den Tisch gedeckt. Die Ernte scheint allen zu gehören, bis sie eingebraucht ist und die „Farmhände“ entbehrlich geworden sind.

Der Farmer aber könnte mit stolzer Befriedigung auf sein Werk blicken, wenn ihn nicht der Gedanke stören würde, ein wie großer Teil der Ernte von seinen Vorschüssen und durch die Abtragung seiner Schulden verzehrt werden mög. —

## Auf festung.

Erzählung von C. Voß.

(Fortsetzung)

Schwandte mich um: „Dein schmuziger Sohn könnte es mir freilich verleidern. Aber ich will es aus pädagogischen Gründen nicht tun, um Dir und Deinesgleichen zu zeigen, daß man auch hier innerlich ein Mensch bleiben kann.“

Knüpfer lachte scharf auf und ging fort. Bald kam er wieder und setzte sich neben mich, auf einen umgestülpten Eimer. Er nahm seine Mütze ab und spielte damit. Ich tat, als wenn

er nicht da wäre, denn sein Lachen hatte mich sehr gekränkt.

Nachdem er eine Weile gesessen hatte, sagte er plötzlich mit veränderter ruhiger Stimme: „Du bist im Jettum. Du siehst die Dinge von Deinem Standpunkt an. Ich tat das früher auch einmal, aber in zwei Jahren kann man viel lernen und verlernen. Du mit Deinen sechs Wochen schüttelst das hier ab, eine Episode

ist es, weiter nichts. Nimm es für eine Krankheit. Das wäre ein schöner Schwächling, der keine sechs Wochen Bastion aushalten könnte! Aber zwei Jahr! Und vier Jahr! Und dann nicht bloß immer arbeiten, wie wir jetzt; nein, Einzelhaft, wo man außer der Zelle nichts weiter sieht als aufgepflanzte Seitengewächse und ein Stückchen Himmel, so groß wie ein Schemelsitz. Und dann die Hoffnung, nach vier

Jahren Bastion noch anderthalb Jahre in der Arbeiterabteilung geschlossen zu werden. Hast Du schon einmal daran gedacht?"

"Ich antwortete nicht, sondern stand an die Wand gelehnt ihm gegenüber und sah ihn ruhig an. Er fuhr fort:

"Glaubst Du, ich hätte mir mein Gefühl so ruhig hinausreihen lassen? Nein, ich habe es verteidigt, Stück für Stück! Und wie es gewesen ist, das weiß ich nur allein. Da in der Zelle im Lichthof, wo es noch dunkler und stiller ist als in allen anderen, hat man es mir genommen. Ach, sie haben hier die Mittel dazu, einen ruhig zu machen: Hunger und Mälte, wenn die Einsamkeit nicht allein hilft. Als ich fühlte, daß es mit mir schlimm wurde, das war nach fünf Monaten, da wurde ich frum. Das werden sie hier alle, die meisten aber schon in der ersten Woche. Ich verlangte in die Kapelle geführt zu werden. Da saß ich denn, in einem engen Raum mit einem vergitterten Loch, so groß wie diese Mühe, vor dem Loch stand ein Posten mit dem blanken Bajonett, und wenn ich ausstand, um den Pastor zu sehen, dann drehte der Posten sich um und gab mir Ruhe, und der Pastor schimpfte von draußen. Das habe ich eine Zeitlang gemacht, dann hatte ich genug. Schließlich kam ich in die gemeinsame Haft, da glaubte ich wieder zu Sinnen zu kommen. Sonstwas! Die Überwachung war noch schlimmer. Zu der Einzelhaft konnte ich wenigstens vor mich hin fluchen und schelten oder weinen, in der Stube und auf dem Arbeitsaal konnte ich auch das nicht mehr. Und alles wurde angepeitscht und dann gab es Strafen. Jetzt bin ich so oft mit Arrest bestraft, daß mich die Truppe nicht wieder annimmt."

Er ging ans Fenster, das in diesem Zimmer nur mit einem weiten Eisengitter verwahrt war und sah hinaus. Es war die Rückseite der Bastion. Draußen waren die Wälle mit einem frischen Grün geschnitten, die im Morgengewinde schwankenden Birken hatten junge Räpfchen ausgezehlt, die Felder dehnten sich tiefbraun weitem weit aus, aus einzelnen Mulden ragten die Dächer und Kirchtürme kleiner Dörfer hervor und hinten am Ende des Horizontes erhoben sich die dunkelblauen Kämme des Grenzgebirges. Neben den frühlingsschönen Himmel jagten einige weiße Wolken. Knüppfer winkte mich heran und wies auf die Landschaft: „Dies ist das schlimmste von allem. Ich werde verrückt, wenn ich daraussehe, und doch weiß ich nichts Schöneres. Sieh, wie die Raben da oben fliegen!"

So standen wir lange und starren in die Weite. Wir sahen die Bauern pflügen, von Mäben umkreist, die auf die Engerlinge warteten, sahen die Wagen die Straßen entlang ziehen und Hunde herumlaufen. Endlich wandte ich mich ab; das Wild quälte mich. Knüppfer stand noch lange, mit großen glänzenden Augen in den Morgen starrend, bis das Läuten der Bastionsglocke das Ende der Freistunde anzeigen.

\*

Das Leben in der Stube war für mich nicht angenehm. Meine kurze Strafzeit, die verhältnismäßig angenehme Arbeit und die damit verbundene Freiheit vom Exerzieren hatten mich in eine zu sehr bevorzugte Stellung gebracht, als daß ich den anderen Insassen hätte sympathisch werden können. So sehr sie auch untereinander rivalisierten, in dem Hass gegen mich waren sie solidarisch. Aus Furcht vor Strafe unterließen sie zwar alles, was sie nicht tun durften, aber sie umlauerten mich doch und suchten nach irgendeiner Gelegenheit, um mir etwas anhaben zu können. Und das war schon ziemlich arg genug. Der Stubenälteste riskierte manchmal, wenn ich mich hinsetzte, um Kasse zu trinken, mein Bett auseinander und sagte, es wäre zu schlecht gemacht, ich sollte es besser machen. Oder wenn ich mich in der Mittags-

stunde hinsetzte, um auszuruhen, stöhnte er in meinem Schrank herum und brachte mir irgend eine Arbeit, die ich tun müßte; Namen einnehmen oder ähnliches. Andere quälten mich, indem sie, wenn ich eben die Stube gesiegelt hatte, Stroh an die Erde warfen, so daß ich nie zur rechten Zeit fertig wurde. Beim Brotvertheilen mußte ich bis zuletzt warten und bekam dann stets das kleinste Stück, beim Mittagessen bekam ich auch gewöhnlich den Rest. Erhob ich Einspruch, so stand die ganze Pelegschäfhaft gegen mich. Da die Stost ohnehin schon sehr knapp und mager war, so war ich immer hungrig. Der Hunger verfolgte mich auch im Schlaf. Sehr oft träumte ich von einer Mahlzeit, die vor mir stand, ich freute mich am Anblick der schönen Speisen, aber ich kam nicht zum Essen und wachte morgens hungrig auf. Dabei kam ich körperlich sehr herunter.

Wie sehr meine Leidensgenossen auf mich achteten und auf eine Gelegenheit warteten, mich zu demunzieren, erfuhr ich bald. Aus Versehen behielt ich einmal einen Fleißtift in der Tasche, den ich bei der Arbeit gebraucht hatte. Nun war es streng verboten, in den Stuben Papier und Federn aufzubewahren. Da die Schränke gewöhnlich am Tage revidiert wurden, die Kleider aber nachts, so steckte ich am Abend den Fleißtift in den Schrank, damit er nicht gefunden würde. Am anderen Morgen, ehe ich Zeit gefunden hatte, ihn wieder an mich zu nehmen, kam der Unteroffizier in die Stube, und nach einem Augenblick kam er straße zu meinem Schrank und zog ohne lange zu suchen den Fleißtift unter der Wäsche hervor. Er meldete mich zwar, aber die Angeber hatten diesmal noch kein Glück, ich wurde nur öffentlich verwarnt, was freilich meistens gleich eine Strafe nach sich zieht.

Wehr Glück hatten sie, als sie einige Tage darauf meldeten, daß ich nicht gleich beim Läuten aufgestanden war. Ich wurde mit drei Tagen Entziehung des warmen Lagers bestraft. Dabei musste ich abends um neun Uhr in eine Zelle und dort auf der Holzpritsche schlafen. Am Hochsommer mag das nicht empfindlich sein, in den kalten Herbstnächten mußte ich aber arg frieren.

Indessen ertrug ich doch das alles mit ziemlichem Mut; denn zwischen diesen Dauergästen der Bastion erschien ich mir wie eine Einflugsfliege zwischen Schmetterlingen. Schon war die Hälfte der Zeit, die ich auf der Festung verbringen sollte, vorüber.

Von den Gefangenen hatte die größere Anzahl Strafzeiten von mehr als einem Jahr. Der kleine Stubenälteste hatte fünf Jahre, er hatte noch reichlich dreieinhalb Jahr vor sich. Von den zwanzig oder neunzehn Insassen unserer Stube hatten außer mir nur noch drei weniger als ein Jahr. In einer Stube waren die „sittlich Schlechteren“ interniert; das waren Leute, deren Gesamtführung nicht schlecht war, deren Haftum aber als besonders entehrend angesehen wurde. Und doch war kein Dieb darunter; denn diese verlieren alle die Kofarde; der einzige davon, der zur zweiten Klasse gehörte, hatte die Majestät beleidigt, was er mit sieben Jahren büßen mußte. Er büßte aber meines Erachtens überhaupt nicht mehr, denn er war anscheinend inzwischen blödsinnig geworden. Die Delikte der anderen waren Meuterei oder Aufruhr gewesen. Wie so etwas zustande kommt, zeigt ein Beispiel: Drei Soldaten kommen angebrunken zur Kaserne. Sie haben den Stadturlaub überschritten und werden vom Posten angehalten. Sie drängen ihn beiseite und schlagen ihn dabei. Das genügt, um das Verbrechen der Meuterei zu konstruieren, wofür die Mindeststrafe fünf Jahre und ein Tag Gefängnis ist. Diese unglücklichen dummen Jungen sind dann die „sittlich Schlechteren“, die abgesondert wohnen, baden, gehen und exerzieren. Kurioserweise gehörte auch ein Deutsch-Amerikaner dazu, neun-

unddreißig Jahre alt und verheiratet; er hatte sich der Militärdienstpflicht entzogen und war später so dumm, wegen seines Heimwehs nach Deutschland zurückzutreiben, wo er sofort verhaftet und zu einem Jahre verurteilt wurde. Der schwächste Haft war ein wundelndes Gerippe in Zitronenschale; er hatte zwölf Jahre, die er bis auf drei abgebußt hatte. Er hoffte immer auf Begnadigung, hatte aber darüber eisgraue Haare bekommen. Er war Bastionsbarbier und konnte so seine Wit ausüben. Zahnausziehen war unzulässiges Kribbeln gegen seine Schaberei.

Es waren aber auch wirkliche Erzähler auf der Bastion, die ihre Strafe redlich verdient hatten. So z. B. ein Gefangener, der als Kompaniekreisreiber die Soldatenbriefe geöffnet und die Wertsachen (Banknoten, Briefmarken) daraus entwendet hatte. Außerdem ein deardierter Heldwebel, der ein Mädchen schwangerte und dann tötete sich, nachdem er ihr ein Sparbüchlein von einigen hundert Mark gestohlen hatte. Dieser Ehrenmann war aber nicht bei den „sittlich Schlechteren“, sondern Stubenältester und Schreibgehilfe im Bastionsbüro.

Nach dem Amttritt mit Knüppfer hatten wir zwei Tage wenig miteinander gesprochen. Wenn ich ihn manchmal verstopfen beobachtete, so erschien er mir als einer, der dem Arschin nahe ist. Die Meute führte den Pinzel, während sich die Linde bald zur Faust ballte und Stoße in die Lust ausführte, bald mit auswärts gewetzten Ringern Klavier zu spielen schien. Zu einem Gesicht zuckte es. Bald bohrten sich die Augen zornig in die Weite, bald lächelte er wie bei stillen Triumph vor sich hin. Dann stand er plötzlich kerzengerade vor seiner Arbeit und musterte sie, als ob es sich um ein arores Kunstwerk handele. Auch gegen mich war sein Verhalten widersprüchsvoll. Er konnte mir eben freundlich zugeneigt haben, im nächsten Augenblick knurrte er und blickte böse auf mich, wenn ich ein Wort sagte. Ich sah darauf den Vorfall, ihn ganz in Ruhe zu lassen. Unter diesem gingen einige Tage hin.

Zu der Mitte des Halbkreises, den die Bastion bildete, erhob sich ein dicker, rundlicher Turm, etwa zehn Fuß höher als das Dach des Hauptgebäudes. Halb stand er innen und halb außen des Halbkreises. Seine Rückseite war nicht wie die anderen Gebäude bis zum Dach hinauf mit Erde beschüttet, sondern rote weniger als mit den zwei oberen Geschossen frei in die Luft. Das alte Vollwerk hatte so viel Mäume wie Stockwerke, nämlich drei. Die beiden unteren wurden schon lange als Magazine benutzt, das obere jedoch jedenfalls früher eine Wachtstube, beherbergte außer einem zerfallenen Ziegelsteinofen und etwas möbelartigem Gerümpel nur Spinne und Fliegenmäuse. Seine Decke war an einigen Stellen abgeblättert, und was noch fest daran lag, das war schwarz und von einem glitschigen Schleim bedekt.

Wir hatten den Auftrag erhalten, dies wüste Zimmer in Ordnung zu bringen. Das gab eine willkommene Arbeit, denn es war, nachdem wir erst einmal die Fenster geöffnet hatten, hell und luftig in dem runden Raum. Dazu eine weitreichende Aussicht nach beiden Seiten der Bastion; das war für uns Grund genug, die Geschichte etwas in die Länge zu ziehen. Da war es an dem Sonnabend, wo ich meine fünfte Woche anfing, wir arbeiteten schon den zweiten Tag in dem kleinen Raum, als mir Knüppfer plötzlich in der Freistunde der Einzelhäftlinge, die auch für uns immer die freiste war, ohne vorher ein Wort zu sagen, erklärte, heute sei sein letzter Tag. Ich sah ihn nur mitleidig darauf an und schüttelte den Kopf, ich dachte, daß er sich vielleicht mit dem Gedanken beschäftigte, einen Selbstmord zu begehen.

(Fortsetzung folgt)

## Marx-Zitate.

Der Arbeiter, der zwölf Stunden webt, spinnt, bohrt, dreht, baut, schaufelt, Steine klopft, trägt usw., gilt ihm dies zwölfstündige Weben, Spinnen, Bohren, Drehen, Bauen, Schaufeln, Steinsspänen als Anerkennung seines Lebens, als Leben? Umgekehrt. Das Leben fängt da für ihn an, wo diese Tätigkeit aufhört, am Tisch, auf der Wirtshausbank, im Bett. Die zwölfstündige Arbeit dagegen hat ihm keinen Sinn als Weben, Spinnen, Bohren usw., sondern als Verdiensten, das ihn an den Tisch, auf die Wirtshausbank, ins Bett bringt. Wenn der Seidenwurm spinnne, um seine Eristenz als Maus zu feiern, so wäre er ein vollständiger Lohnarbeiter.

Der industrielle Krieg der Kapitalisten untereinander hat das Eigentümliche, daß die Schlachten in ihm gewonnen werden weniger durch Anwerben als durch Abwanken der Arbeiterarmee. Die Feldherren, die Kapitalisten, wetten untereinander, wer am meisten Industriestandarten entläßt kann.

### Lohnarbeit und Kapital.

Die Entwicklung des industriellen Proletariats ist überhaupt bedingt durch die Entwicklung der industriellen Bourgeoisie. Unter ihrer Herrschaft gewinnt es erst die ausgedehnte nationale Existenz, die seine Revolution zu einer nationalen erheben kann, schafft es selbst erst die modernen Produktionsmittel, welche ebenso viele Mittel seiner revolutionären Freiheit werden. Ihre Herrschaft reißt erst die materiellen Wurzeln der feudalen Gesellschaft aus und ebnet das Terrain, worauf allein eine proletarische Revolution möglich ist.

### Die Klassenkämpfe in Frankreich.

Eine Spinnerei verrichtet Operationen, die denen des Webers ähneln, und eine Biene beschämt durch den Bau ihrer Wachszellen manchen menschlichen Baumeister. Was aber von vornherein den schlechtesten Baumeister vor der besten Biene auszeichnet, ist, daß er die Zelle in seinem Kopf gebaut hat, bevor er sie in Wachs baut.

Die moderne Industrie betrachtet und behandelt die vorhandene Form eines Produktionsprozesses nie als definitiv. Ihre technische Basis ist daher revolutionär, während die allerfrüheren Produktionsweisen wesentlich konservativ war.

Die Krisen sind immer nur momentane gewaltsame Lösungen der vorhandenen Widersprüche, gewaltsame Eruptionen, die das gestörte Gleichgewicht für den Augenblick wieder herstellen.

Vom Standpunkt einer höheren ökonomischen Gesellschaftsformation wird das Privateigentum einzelner Individuen am Erdball ganz so abgeschmackt erscheinen, wie das Privateigentum eines Menschen an einem anderen Menschen.

### Das Kapital.

Die Produktionsweise des materiellen Lebens bedingt den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozeß überhaupt. Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, daß ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt.

### Kritik der politischen Ökonomie.

**Hochalpine Wohnstätten.** Wenn in der heißen Sommerzeit die Stadtmenschen dem Dunst der Großstädte entfliehen, ergiebt sich eine kleine Völkerwanderung in das Hochgebirge der Alpen, dessen unwirtliche Eigenart schon längst nicht mehr die modernen Kulturmenschen von sich fernzuhalten vermochte. Bis zu gewissen Höhen winken gute Gasthäuser, teilweise mit raffiniertem Luxus ausgestattete Hotelpaläste, während in den höchsten Regionen Klub- und Schuhhütten dem müden Touristen Unterkunft und

leibliche Stärkung darbieten. Wer das Bergsteigen als Gegengewicht gegen aufreibende, entzerrende geistige Arbeit betreibt, und daher diesem die Muskeln stählenden und die Lungen weitenden Spalte in seiner freien Zeit durch Wanderungen in hohe und höchste Gebirgsparthen huldigt, wird schon öfters bei plötzlich eintretendem Nebel oder Wettersturm tagelang in diesen Hütten ein schützendes Obdach gefunden haben und den großen Wert dieser Unterkunftsräume zu schätzen wissen. Die

worden ist. Es misst etwa 10 Meter Länge und 7 Meter Höhe; dabei ist es 15 Meter tief ins Felsen drang. Es ist im Jahre 1893 mit einem Kostenaufwand von 300 000 Franken, die man auf den Subskriptionswege zusammenbrachte, erbaut und ausgerüstet. Ein meteorologische Beobachtungen ausgerüstet. Ein abnorm hoher Kostenpunkt wird durch die Tatsache erklärt, daß jedes Kilo Material allein 2 Franken Transportkosten verursachte. Beim Aufstieg über „La Tournette“ und die „Bosse du Dromedaires“ — die von Courmayeur von der italienischen Seite aufsteigende Touristen berühren diese Stelle nicht erreicht man nach etwa einstündiger Wanderung die Cabane Ballot (4300 Meter), welche von den Brüdern gleichnamen im Jahre 1890 gleichzeitig mit dem etwa 30 Meter tiefer gelegenen Observatorium Ballot aus eigenen Mitteln errichtet wurde. Die Hütte ist relativ komfortabel eingerichtet. Sie wird aus einem kleineren Vorraum, dessen Inventar aus Fenster und Tragbahre besteht, und einem anschließenden größeren Wohnraume, der mit einer zweiflügeligen Schiebetür versehen ist und etwa 12–15 Personen ein Nachtlager bietet, gebildet. Der Aufstieg zum Observatorium Ballot, welches ebenfalls mit automatischen Instrumenten ausgerüstet ist, leider nicht eingeschlossen, Durch Not gezwungen sind öfters halbverzogene und halbverhungerte Touristen, die diese Tour mangelhaft angegrüßt unternommen und infolge weiterer mehrere Tage an dieser Stelle festgehalten wurden, mit Gewalt in das Observatorium eingedrungen, um Notproviant Holz usw. zu suchen. Ein großes Schild in der Hütte unterrichtet jetzt die Einkehrenden, um die Wiederholung solch gewaltigen Eindringens zu verhindern, daß dieses zwecklos, da weder Holz noch Nahrungsmittel im Observatorium zu finden seien.

Cabane Ballot ist der Ausgangspunkt zweier Routen des Aufstieges, wovon die weniger benutzte, von Saint-Gervais aufwärtsführend, bei 3816 Meter Höhe die Hütte „Aiguille du Gouter“ berührt. Diese, im September 1908 erbaut, 5 Meter lang und 3 Meter breit, für einen 8–10 Personen Platz bestens geeignet mit ihrer Eindeckung aus Kupferblech einen etwas prächtigen Eindruck. — Die Hauptroute führt von Cabane Ballot über „Gros und Petit Plateau“, und ist auf die genutzbarste; immer hat man den Blick der steilen, von zackigen Felskämmen flankierten „Aiguille du Drus“, welche ihren gigantischen Schatten tief hinab zum „Mer de Glace“ wirft, und erreicht bei 3500 Meter „Les Grands Mulets“. Es ist dies eine aus den sie ringen umgebenden Schnee- und Eisfeldern hoch emporragende Felssäule und wird als erstes Ziel der von Chamonix kommenden Montblanc-Besteiger zum Übernachten benutzt. Hierfür dient ein großes Chalet, während ein kleinerer Unterfußraum speziell für die Führer errichtet ist; der gleichen befindet sich ein Anbau für Unterbringung meteorologischer Instrumente dasselbst. Diese Chalet wird seit 1906 in Regie der Commune Chamonix betrieben seit dieser Zeit sind die früher schier unerschwinglichen Preise bedeutend ermäßigt worden. Von

„Grands Mulets“ abwärts beginnt die Traversierung des bekannten Bossonsletschers, den man etwas oberhalb „Pierre Pointue“, 2057 Meter verläßt, um wieder festen Boden unter die Füße zu bekommen. „Pierre Pointue“ ist ein mehr artiges Refugium, und ein großer Neubau trug diesem Charakter auch Rechnung, zumal der Punkt in vierstündigem Marsche, von Chamonix aus, wegen seiner herrlichen Aussichten auf den Bossonsletscher viel zu eintägigen Ausflügen gewählt wird. Chamonix, die Königin des alpinen Hochlandes, rund 1000 Meter über dem Meere, betrifft man beim Aufstieg von „Pierre Pointue“ etwa nach zweistündigen Marsche, um sich hier je nach Geschmack zu erfrischen und von den Strapazen zu erholen. — j. m.



Das Observatorium.



Die Schuhhütte.

Es gibt wohl keine menschliche Stätte, die so stolz thront wie das Observatorium Janssen. Welch eine Umgebung voll Stummer und ernster Pracht. Unter sich die grössten Felsengebilde, wild und drohend, Denkmäler vorgeschichtlicher Werdezeit, umgeben von mächtigen Schneemulden und Gletschern; in der Ferne die grossen Gebirgsmassen, die zu unterscheiden der gewaltige Gesamteinindruck nicht zuläßt. Das Auge schweift bis zur Riviera, mehr östlich die Italiener, dann die Walliser, Savoyer und Tiroler Alpen. Nach Norden das Berner Oberland, Jura, Vogesen, Schwarzwald und die bayerische Alpenkette. Das Observatorium ist eines der kühnsten Denkmäler, das der Wissenschaft gesetzt